

DAS BUCH

Das Wohnzentrum am Hohen Weg nahe Liestal im Schweizer Kanton Basel-Landschaft bietet zwölftausendfünfhundert Menschen Platz zum Leben. Die Mieten sind moderat, die Infrastruktur umfasst alles, was die Leute für den Alltag brauchen. Im Februar 2028 beobachtet Markus Heizmann, ein Bewohner des Wohnkomplexes, wie Personen in Kapuzenmänteln seine Nachbarn betäuben und in die Kelleretagen verschleppen. Er verfolgt die Unbekannten und entdeckt in den unteren Etagen Räume, deren Existenz ihm völlig unbekannt sind. Auch andere Bewohner der Anlage bemerken, dass immer mehr Menschen verschwinden. Wo bringen die verhüllten Gestalten sie hin? Was geschieht mit ihnen? Als Markus und seine Mitstreiter begreifen, was vor sich geht, finden sie sich in einem Kampf auf Leben und Tod wieder. Sie müssen die Entführer aufhalten. Nur so können sie die Fütterung verhindern.

DER AUTOR

Lukas F. Ludwig wurde 1979 in Basel geboren. Als Jugendlicher hat er mit dem Schreiben von Horrorgeschichten begonnen. Nach seiner Habilitation forschte und lehrte er als Neuzeit-Historiker an deutschen Universitäten, bis er beschloss, sich ganz der Literatur zu widmen. Er lebt heute in Basel. Bisher erschienen: *Sein Lied von Blut und Schmerz* (2025); *Der Fleischhammer. Eine wundersame Reise in die Hölle* (2026); *Drei Wege zur Erlösung* (Berlin: Redrum, 2026).

LUKAS F. LUDWIG

**DIE
FÜTTERUNG**

1. Auflage August 2026

Copyright © 2026 by Fabian Link

Gempenstrasse 71, 4053 Basel

E-Mail: info@evilbirdbooks.com

evilbirdbooks.com

Facebook.com/LukasF.Ludwig

Instagram.com/LukasF.Ludwig

Covergestaltung: Thomas Ebel

Evil Bird Character: David Ramseyer

DANK

Dieses Buch widme ich meiner Familie und meinen Freundinnen und Freunden: Esther, Claudia, Lorenz, Michi T., Michi V., David, Patrick, Simon, Urs, Silvan, Caroline, Dave, Philipp, Mark, Scott, Erik, Fiona, Lavinia, Stephan, Hans-Georg, Steffen.

Was ihr in schweren Zeiten für mich getan habt, werde ich euch nie vergessen.

Thomas Ebel hat das Cover entworfen, das mir jedes Mal einen Schauer über den Rücken jagt, wenn ich es mir ansehe. Großartig! Meinen herzlichsten Dank für die fantastischen Ideen und die reibungslose Zusammenarbeit.

L. F. L.

*Es existieren keine starren Dinge, sondern
allein werdende Dinge, keine Zustände, die
bleiben, sondern nur Zustände, die sich
verändern. Die Ruhe ist nur scheinbar oder
vielmehr nur relativ.*

HENRI BERGSON
(1859–1941, Herv. i.
Orig.)

PROLOG

Tenochtitlán, 1487

Wir haben doch richtig gerechnet. Oder etwa nicht?, fragte sich der Hohepriester.

Angesichts der Massen von Menschen, die vor seinen Augen in den Großen Tempel geführt wurden, war sich Ichcotl plötzlich nicht mehr sicher. Es ging um viel, sehr viel, und wenn sie einen Fehler gemacht hätten, wären die Folgen womöglich desaströs. Nicht nur für sie, sondern für die ganze Welt.

Aber er würde Chimalli, der neben ihm auf der obersten Plattform des Tempels des Windgottes Ehécatl stand und wie er das Geschehen beobachtete, nicht damit verrückt machen. Chimalli war nervös genug. Jetzt war definitiv nicht die Zeit zu zweifeln. Die Maschinerie war in Gang gesetzt worden, nun gab es kein Zurück.

Aber was wäre, wenn ER gar nicht erscheint? Wenn wir uns tatsächlich verrechnet haben?, fragte sich Ichcotl, der sich nicht gegen diese Gedanken wehren konnte.

Das wäre unvorstellbar. Nicht nur würden alle Eingeweihten, diejenigen, die über die Geschicke dieses Planeten bestimmten, ihre Macht verlieren. Ihr Fehler würde auch die Großen Götter verärgern, jene Götter, die echt waren und diese Welt erschaffen hatten. Sie würden in Ungnade fallen und von ihnen verstoßen werden. Wo würde er, Ichcotl, enden? Oder würde es gar kein Ende

geben und seine Seele müsste auf alle Ewigkeit unsägliche Qualen erleiden und in jener anderen Dimension ausharren, die von den gewöhnlichen Menschen Hölle genannt wurde?

Er dachte in diesem Moment, wie schön und angenehm es doch wäre, ein einfacher Mensch zu sein, ein Tor, der von alldem nichts wusste. Einer der vielen Menschen, die an die von den Eingeweihten erfundenen Gottheiten glaubten und sie in ihrer unendlichen Naivität verehrten. Zu letzteren gehörte selbstverständlich auch der Windgott Ehécatl.

Schluss damit, sagte er sich. Du musst aufhören, die Saat des Zweifels darf deinen Geist nicht vergiften. Es wird schon alles stimmen. ER wird kommen und Leben spenden. Wir werden die Welt neu ordnen.

»Alles soweit in Ordnung?«, ertönte von hinten plötzlich eine Stimme.

Ichcotl und Chimalli schrakten gleichzeitig zusammen, als sie die Frage hörten. Sie empfanden die Stimme des Weißen, des Europäers, noch immer als ungewöhnlich, nachgerade unangenehm. Sie erinnerte sie an das Krächzen eines Rotschwanzguans. Außerdem hatten sie nicht gehört, wie er sich an sie herangeschlichen hatte.

»Setz die Maske auf, rasch!«, fauchte Chimalli in der Sprache, die nur sie verstanden – es war die Sprache der Eingeweihten, der Herren der Welt. »Was, wenn einer dich sieht? Die haben noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen. Sie wissen noch nicht einmal, dass es euch gibt.«

»Schon gut, schon gut, ich war vorsichtig. Von unten erkennt uns keiner hier oben«, antwortete der Mann, dessen Namen Hernán Cortés lautete.

In Wahrheit hieß er selbstverständlich anders, das war bloß der Name, der in der spanischen und portugiesischen Öffentlichkeit verbreitet wurde und unter dem er auch in anderen europäischen Ländern bekannt war.

Ichcotl und Chimalli nickten. Übrigens waren auch dies nicht ihre richtigen Namen, sondern die, bei denen sie sich von den aztekischen Adligen, Handwerkern, Künstlern und Bauern nennen ließen.

Cortés gesellte sich zu ihnen und setzte seine Priestermaske auf. Gemeinsam betrachteten sie die Menschenmassen, die von den Eingeweihten, ihren Brüdern und Schwestern, in den riesigen Tempel geführt wurden.

»Was habt ihr denen erzählt? Was erwarten die Menschen im Innern des Tempels?«, fragte der Europäer.

»Sie glauben, sie gingen auf eine Reise in die Ewigkeit. Wir haben ihnen ewiges Leben versprochen«, antwortete Chimalli.

Ihr Bruder aus Europa nickte und schwieg. Er schien zufrieden mit dieser Antwort zu sein.

Es war ein immenser Aufwand, eine ganze Gesellschaft zu täuschen. Das wussten die beiden Aztekenpriester wie der spanische Seefahrer.

Die Priester ließen seit etwa einem Jahr in den geheimen Kammern unter dem Großen Tempel Steinplatten mit Reliefs anfertigen, auf denen gezeigt wurde, wie sie, die Priester, allesamt mit unheimlichen Masken

dargestellt, solchen, die sie auch jetzt trugen, den Menschen die Herzen herausschnitten und ihnen die Köpfe abhackten. Diese Platten würden nach der Fütterung an Stellen abgelegt, wo sie irgendwann ganz sicher gefunden wurden. Sie hatten auf Friedhöfen zahlreiche Gräber ausgehoben, die Skelette enthauptet und in Gruben wieder bestattet, um die Menschenopfer glaubwürdig erscheinen zu lassen, wenn später einmal irgendjemand ihre Zivilisation erforschte. Nur so konnte das große Geheimnis gewahrt werden.

Der Spanier hingegen hatte seinen Leuten, den Gelehrten an den spanischen und portugiesischen Universitäten, seinem König und den Geistlichen, erzählt, er führe eine Expedition in unbekanntes Terrain durch, um neue Gebiete der Welt zu entdecken, zu erforschen und zu erobern. Die Besatzung seiner Schiffe bestand ausschließlich aus Eingeweihten. Auch er unterhielt in seiner Mannschaft Gelehrte, die für die Europäer Zeichnungen und Berichte darüber anfertigten, wie der amerikanische Kontinent gestaltet war und welche Menschen und Tiere darauf lebten, welche Pflanzen hier wuchsen. Die Gelehrten berichteten darin über das, was die Portugiesen, Spanier und anderen Völker Europas glauben sollten. Das meiste davon war frei erfunden.

Dies war das Wichtigste bei ihrer großen Aufgabe; dass die normalen Menschen nichts erfuhren, dass die Wahrheit für alle Zeiten verborgen gehalten wurde.

Wie die Erde wohl danach aussehen wird?, fragte sich Ichcotl, als gerade ein neuer Zug Menschen in den Tempel geführt wurde.

Das war eine Sache, die ihm schwer fiel zu akzeptieren und damit umzugehen: Man konnte nicht genau sagen, was genau nach dem Ritual geschah. Aber war das nicht die eigentliche Essenz des Lebens? Dass es auf Spontaneität, Energiesprüngen, Schüben und Mutationen beruhte, dass Leben anders gar nicht möglich war, sondern, wenn die Menschen es denn planen könnten, rein mechanisch, ohne Seele, ohne Geist, ja gar kein richtiges Leben wäre? So war es.

Wenn die Eingeweihten eines von den Großen Göttern gelernt hatten, dann dies: Das Leben war Wandel, fortwährende Veränderung, es war Dynamik, Elan und Stärke, und diese Elemente konnten eben nicht vorausberechnet werden. Niemand konnte wissen, wie *SEINE* Energie, die unendliche Kraft, die menschlichen Gesellschaften, die gesamte Welt verändern würde.

Sie, die Eingeweihten, wussten nur drei Dinge: Dass die Welt nicht mehr so sein würde wie zuvor, sie, die Kultmitglieder, immer ganz oben stehen würden, und dass sie die Energieströme in ihrem Sinne leiten, sie kanalisieren konnten. Solange sie *IHM* dienten. Und das taten sie. Seit Jahrhunderten, Jahrtausenden.

Ichcotl betrachtete die Gebäude der prächtigen Stadt, des Mittelpunktes der aztekischen Zivilisation. Sie war kraftvoll hervorgegangen, hatte Wissenschaftler, die nützliche Dinge erfanden und Sternbilder berechneten, Dichter, die wunderschöne Texte schrieben, und Bauern, Steinmetzen, Architekten, Maler, Goldschmiede hervorgebracht. Nach dem Sonnenaufgang des kommenden

Tages würde es beginnen, und seine Dauer war genau vorherbestimmt. Tenochtitlán würde danach nicht mehr existieren, und auch keiner der darin lebenden Menschen.

Aber gut, sagte er sich, vor der Entstehung der Stadt war schließlich auch etwas anderes dagewesen, das ebenfalls zerstört wurde. Etwas Neues wird kommen, ob besser oder schlechter, spielt keine Rolle. Solange wir weiterleben, ist alles in Ordnung.

Und mit diesem Gedanken und mit großer Freude, wenn auch einiger Nervosität, sah er der kommenden Fütterung entgegen.

DER WOHNKOMPLEX

Wohnzentrum am Hohen Weg lautete die Adresse der Anlage, doch im Volksmund hieß sie Stahlburg. Tatsächlich glich der gigantische Wohnkomplex einer Burg aus Stahl, Beton und Glas. Seine Bewohner, wie im Übrigen auch die Einwohner der nahegelegenen Gemeinden, insbesondere Liestals, des Hauptortes des Kantons Basel-Landschaft in der Schweiz, hatten einiges Recht, den Komplex so zu nennen. Das architektonische Ungetüm thronte auf dem Felsen, der nördlich von Liestal lag, also direkt vor ihrer Nase, und niemand kam umhin, es jeden Morgen zu betrachten, wenn er oder sie das Haus verließ, um zur Arbeit zu fahren.

Ob der Koloss bauhistorisch im besonderen Maße hervorzuheben ist, lässt sich schwer sagen. Er wurde in den mittleren neunziger Jahren errichtet, einem Dezenium, das nicht gerade durch einen herausragenden ästhetischen Geschmack bestach. Vielmehr schienen die Architekten jenes Jahrzehnts eher ein Wiederaufleben bestimmter Elemente der sechziger und siebziger Jahre bevorzugt und auch einige der Achtziger fortgeführt zu haben, wenn auch in etwas eleganterer Form und mit weniger Beton. Die Fensterflächen waren riesig, die Stahlverstreben wuchtig, die Betonflächen dagegen eher zurückhaltend. Die Gestaltung der Anlage hing auch mit einem gewissen Willen zur Sparsamkeit zusammen, der in den auf personelle und infrastrukturelle

Kürzungen ausgerichteten Neunzigern auch in die schweizerische Gesellschaft Einzug hielt.

All dies wären Gründe, auf eine detaillierte Beschreibung der architektonischen Details des Wohnkomplexes zu verzichten. Wäre da nicht sein besonderer, geradezu ungewöhnlicher, weil siebenseitiger Grundriss, wäre da nicht die Tatsache, dass sein zentraler Wohnturm ebenfalls sieben Seiten besaß. Das ist architekturgeschichtlich deshalb interessant, weil kaum ein Architekt, der Wohnhäuser und ähnlich gestaltete Anlagen entwirft, diese Grundform wählt.

Der Vergleich mit einer mittelalterlichen Burg ist auch deshalb treffend, weil die sieben Gebäude des Wohnkomplexes kreisförmig angeordnet waren, ausgehend vom Wohnturm, in dem sich die edelsten Apartments mit unverschämt prächtigem Ausblick befanden. Das letzte Gebäude endete am Tor der Anlage, an dem ein Pfortnerhäuschen lag, und jenes Häuschen stellte wiederum die Verbindung zwischen Turm und Eingangstor dar. Der obere Abschluss des Turms bildete ein Flachdach, das den burgartigen Eindruck der Anlage von Weitem noch verstärkte.

Der Turm besaß dreißig Stockwerke und wurde von den Bauherren verwirrenderweise als »Kubus I« bezeichnet. Das Wohngebäude beziehungsweise der Kubus, der an den Turm anschloss, wies zwanzig Stockwerke auf (Kubus II), der nächste achtzehn (Kubus III), der darauffolgende sechzehn (Kubus IV), der vierte vierzehn (Kubus V), der nächste zwölf (Kubus VI), der sechste zehn (Kubus VII) und der letzte, kleinste Kubus, an den das

Pförtnerhäuschen anschloss, acht Stockwerke (Kubus VIII).

Das waren die Stockwerke der einzelnen Gebäude der Wohnanlage über der Erde, die Etagen, die unter der Erdoberfläche lagen, waren vier an der Zahl, wobei die oberen zwei aus Parkplätzen für die Bewohner bestanden. In der dritten Etage waren die Kellerräume eingerichtet. Die Mieterinnen und Mieter mussten sich die Kellerabteile dazu mieten, wollten sie ein solches Abteil nutzen, denn sie waren im Mietpreis nicht inbegriffen, das galt nur für die Parkplätze. Die unterste Etage diente der Lagerung von Baumaschinen, Material und Werkzeugen für die Reparatur der Wohnungen. Sie war für die Einwohner gesperrt und wurde von der Firma Spanex GmbH verwaltet, die für den Bau des Wohnkomplexes verantwortlich zeichnete. Die unterirdischen Etagen bildeten jeweils eine zusammenhängende Fläche, im Gegensatz zu den Wohnkuben, die durch Brandmauern voneinander getrennt waren.

Die genaue Quadratmeterzahl der Baufläche kann nicht präzise angegeben werden, weil Spanex sich darüber ausschwig und die Pläne auch nicht ordnungsgemäß ans Liestaler Bauamt abgegeben hatte. Und im Bauamt hatte keiner der Beamten darauf insistiert, weil jenes Amt chronisch unterfinanziert war und deshalb unter Personalmangel litt. Nur so viel kann gesagt werden: Die längste der Außenmauern der sieben Kuben maß genau hundert Meter, war also so lang wie der Turm hoch. Je kleiner und der Höhe nach geringer die Kuben wurden,

desto weniger Außenfläche besaßen sie. Von der Höhe her maß der kleinste Kubus (Kubus VIII) zwanzig Meter, der daran anschließende war einige Meter höher, und so ging das von Kubus zu Kubus weiter, bis zum letzten und höchsten Kubus (Kubus II), der an den Wohnturm angrenzte und nur etwas weniger hoch war als der Turm.

Wer an Baugeschichte interessiert ist, stellt sich die Frage, wer denn der Architekt oder die Architektin dieses beeindruckenden und irgendwie doch interessanten Bauwerks war. Der Wohnkomplex soll bewusst »beeindruckend« und »interessant« und nicht »schön« genannt werden, denn diese Charakterisierungen entsprechen dem ästhetischen Empfinden der lokalen Bevölkerung. Nach Eingabe des Baugesuchs hagelte es zahlreiche Beschwerden, darüber, wie unorganisch ein solcher Koloss in der urtümlichen Wald-, Wiesen- und Flurlandschaft der Umgebung Liestals aussehen würde, dass sein Turm viel zu hoch sei und die Vögel stören würde, seine Kuben dagegen zu massig wären, dass die Gartenstadt-Ideologie der sechziger Jahre doch vorbei sei, der Brutalismus endlich überwunden werden sollte, ferner, dass diese zerklüftete Gegend in der Nähe der Erdbebenstadt Basel alles andere als sicher war für einen solch riesigen und schweren Bau und so weiter und so fort.

Doch die wirtschaftlichen Überlegungen überwogen, wie so oft in der Schweiz. Der Wohnkomplex würde zwölftausendfünfhundert Menschen erschwinglichen Wohnraum bieten, Fachkräften vor allem, aber auch Familien. Dabei sei er günstig gelegen. In nur zehn Minuten könnten die Einwohner mit dem Auto Liestal und in

zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten Basel erreichen, ferner würde die Anlage an das regionale Nahverkehrsnetz angeschlossen werden und eine eigene Busstation erhalten, argumentierten die Politiker. Aus diesen Gründen wurde er letztlich doch gebaut, obgleich der kantonale Denkmalpfleger und die Heimatschützer Sturm dagegen liefen.

Zurück zum Architekten oder zur Architektin, eine Sache, die nicht unwichtig ist zu erwähnen, denn es war unbekannt, wer den Komplex, der aussah wie eine seltsame schneckenartige Burg, entworfen hatte. Sicher ist nur, dass die bereits erwähnte Firma Spanex GmbH als Trägerfirma des Bauherrn, also des Kantons Basel-Landschaft, auftrat, wobei anzumerken ist, dass mit dieser Firma kein Gesicht verbunden werden konnte. Wenn sich die Bauleiter und Ingenieure mit den Leuten von Spanex trafen, um irgendwelche Abläufe oder architektonische Details zu besprechen, dann unterhielten sie sich jeweils mit unterschiedlichen Damen und Herren. Nicht ein einziges Mal kam es vor, dass sie auf bereits bekannte Gesichter stießen. Aber vielleicht war das für ein internationales Baukonsortium, das in Syrien, Japan, Tansania und Peru und sogar auf Grönland ähnliche Wohnanlagen baute, nicht weiter verwunderlich.

Spanex bezahlte einen Hausmeister, den die Bewohner anrufen konnten, wenn kleinere Schäden zu beheben waren. Zudem unterhielt die Firma ein Büro im Wohnkomplex, in dem Leute saßen, die zu einer regionalen Maurer- oder Sanitärbude gehörten und dafür angestellt

waren, den Komplex in Schuss zu halten und größere Reparaturen zu erledigen, sollten diese denn anfallen. Sie bezahlte auch die beiden Wachmänner an der Pforte, die sich abwechselten; einer überwachte die Anlage tagsüber, der andere nachts.

Es geht also um eine für Schweizer Verhältnisse riesige Anlage, die keineswegs nur der verarmten Unterschicht Platz zum Leben bot und auch nicht ausschließlich von der reichen Oberschicht bewohnt wurde, sondern sozial sehr divers war. Das galt auch für die Herkunftsländer der Bewohnerinnen und Bewohner. Jung wie Alt, Single-Personen und Familien, Schweizer und Ex-Pads oder Geflüchtete, Frauen, Männer, genauso wie Menschen jeglicher sexueller Identität waren dort willkommen. Und offenbar lebte es sich ganz gut darin. Spanex führte regelmäßig Umfragen über die Wohnqualität im Komplex durch und die fielen immer spitzenmäßig aus. Das muss womöglich nicht weiter erstaunen, war dabei doch das Objektivitätsgebot außer Acht gelassen worden. Dennoch kann behauptet werden, dass die Menschen alles in allem sehr gern darin lebten, weil es kaum Beschwerden gab.

Zur allgemeinen Zufriedenheit trug die Tatsache bei, dass der Komplex zahlreiche attraktive Dinge zu bieten hatte. Im Innenhof der kreisförmig angelegten Wohnkuben waren großzügig Bäume und Büsche gepflanzt und Blumenbeete, Wildblumenfelder und Rasenflächen angelegt worden, was sowohl Kindern als auch deren Eltern sowie den älteren Herrschaften Möglichkeiten der Freizeitaktivität und Erholung bot. Es gab einen riesigen

Spielplatz mit einem Wildwestfort, Kletterattraktionen und Rutschbahnen, einen Park mit schönen großen Bäumen, hübsch zurechtgestutzten Büschen, prächtigen Blumen sowie Sitzbänken, in dem nicht gelärmt werden durfte und der Erholung der Erwachsenen und Rentner diente, und eine Sportanlage mit zwei Tennisplätzen, einem kleinen Fußballfeld, einer Basketballanlage und mehreren Tischtennistischen.

Die Sammelstelle für die Müllsäcke befand sich links des Eingangsbereichs. Der Eingangsbereich selbst war ein Tor aus Stahl und Beton mit einem kleinen Pförtnerhäuschen. Das Tor wurde nachts verriegelt und der Wachmann, der die Nachtschichten übernahm, passte auf, dass niemand hereinkam, der hier nichts zu suchen hatte. Auf diese Weise wurden auch die Rehe davon abgehalten, nachts den grünen Innenhof zu plündern. Und dafür, dass die Wildschweine aus dem Wald, der direkt hinter dem Komplex begann, nicht im Erdboden bei den Außenmauern wühlten und an den Fassaden Schäden anrichteten, sorgte ein recht hoher Zaun, der die gesamte Anlage umspannte.

Der Plan von Spanex und den kantonalen Politikern ging auf, die Wohnungen waren begehrt und standen in der Regel nicht sehr lange leer. Zu diesem Erfolg trug bei, dass die Mieten vergleichsweise moderat und die Lebensbedingungen komfortabel waren. Außerdem handelte es sich um moderne Wohnungen, die gut unterhalten wurden. Es gab selbstverständlich Unterschiede; von sehr funktionalen und einfachen Apartments, meist von

alleinstehenden Handwerkern bewohnt, bis zu luxuriösen Suiten mit ausladenden Badezimmern und riesigen Balkons für die Begüterten. Die luxuriöseren Wohnungen fanden sich mehrheitlich im Wohnturm, der die beste Aussicht auf Liestal und Basel bot.

Der Komplex ermöglichte ein nahezu autonomes Leben. Es gab zwei Einkaufsmöglichkeiten für Lebensmittel, ein Einkaufszentrum von Migros und eine Filiale der Kette Denner, in denen es fast alles zu kaufen gab, was man zum Leben brauchte, einen Bäcker-Konditor für die etwas festlicheren Kuchen und Torten als die hauseigene Migros-Bäckerei sie anbot, eine Friseurin, ein Fitnessstudio, das sehr groß war und nebst Trainingsgeräten eine Sauna und ein Schwimmbad beinhaltete, einen Buchladen und sogar eine Bibliothek, in der nicht nur Bücher, sondern auch DVDs ausgeliehen werden konnten – für die Rentner und die Verweigerer der digitalen Streamingdienste. Eine Kindertagesstätte und einen Kindergarten gab es ebenfalls, für die Grundschule und die höheren Schulen mussten die Bewohner ihren Nachwuchs jedoch entweder nach Liestal, MuttENZ oder Basel schicken. Wer etwas mehr Geld ausgeben und die neuesten Filme auf Großleinwand sehen wollte, der ging ins Kino, das im Erdgeschoss des vom Turm gesehen vierten Wohnkubus eingerichtet war. Ferner gab es einen Automechaniker, einen Waschsalon für diejenigen, die keine eigene Waschmaschine in der Wohnung besaßen, sowie eine Poststelle mit einer kleinen Papeterie.

Alles in allem funktionierte das Wohnzentrum am Hohen Weg wie eine autonome kleine Stadt, bot den

Bewohnerinnen und Bewohnern eine hohe Lebensqualität und stellte einen wertvollen Beitrag zur Behebung der in der Schweiz notorischen Knappheit an Wohnraum dar.